

Marianne Grohmann und Roland Ritter-Werneck

Christlich-jüdischer Dialog in Österreich

1. Historischer Hintergrund

Während hochrangige Vertreter der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) im Oktober 1945 das so genannte „Stuttgarter Schuldbekenntnis“ formulierten, in dem übrigens die Schuld an den Juden nicht explizit erwähnt wird, findet sich in der evangelischen Kirche in Österreich erstmals ein vorsichtiges Schuldbekenntnis in einem Bericht von Bischof Gerhard May auf der 3. Generalsynode 1949. Er stellt fest, dass es „bei uns keine elementare Bewegung wie in der Bekennenden Kirche Deutschlands“ gab und beklagt den Mangel an Mut in unserer Kirche. May wörtlich:

„So tragen wir durch unser falsches Reden oder falsches Schweigen Schuld daran, daß wir nicht weitere Kreise zur vollen Klarheit und Wahrheit geführt haben. Wie schwer aber war es vielen, aus den anfänglichen Irrtümern zurechtzufinden! Ich denke etwa an Religionslehrpläne, die das Alte Testament zurückdrängten – konnte man sie öffentlich widerrufen? Ich denke an Pfarrer, die sich in seelsorgerlichen Gesprächen über die Behandlung der Juden oder religionspolitische Maßnahmen geäußert hatten und von Gemeindegliedern der Gestapo denunziert wurden.“¹

Das ist also zunächst ein sehr vorsichtiges, zurückhaltend formuliertes Bekenntnis eines Bischofs. Bis es zu einem Wort der Synode kommt, dauert es in Österreich noch einige Jahre.

Die Synode der EKD beschloss 1950 in Berlin-Weißensee ein „Wort zur Judenfrage“. Darin heißt es u.a.: „Wir glauben, daß Gottes Verheißung über dem von ihm erwählten Volk Israel auch nach der Kreuzigung Jesu Christi in Kraft geblieben ist.“² Es folgt eine Aufforderung an alle Christen, sich von jedem Antisemitismus loszusagen und ihm, wo er sich regt, mit Ernst zu widerstehen. Im gleichen Jahr (1950) veröffentlichte in Österreich die Evangelische Arbeitsgemeinschaft für Theologie und Kirche in Wien eine Erklärung, warum ein evangelischer Christ nicht Antisemit sein kann. Gleichzeitig wird das Judentum in dieser Erklärung allerdings der „Sünde des Abfalls und des Unglaubens“ bezichtigt.

Eine intensive Beschäftigung mit der Frage des Verhältnisses zum Judentum geschah damals vor allem in der Evangelischen Arbeitsge-

¹ Dokumentiert in Hans Hermann Henrix/Wolfgang Kraus (Hg.): Die Kirchen und das Judentum. Dokumente von 1986-2000, Paderborn/Gütersloh 2001, 525-526, hier 526.

² Dokumentiert in Rolf Rendtorff/Hans Hermann Henrix (Hg.): Die Kirchen und das Judentum. Dokumente von 1945-1985, Paderborn/München 1988, 549.

meinschaft „Dienst an Israel“, die aus der ehemaligen Schwedischen Mission in der Wiener Seegasse entstanden war. Hintergrund war hier also ursprünglich ein missionarischer, das Ziel die Bekehrung der Juden zu Jesus Christus.

Nach langer Vorarbeit und auf Betreiben von Bischof May beschloss die Generalsynode der evangelischen Kirche in Österreich im November 1965 ein „seelsorgerliches Wort [...] an die Gemeinden“, die Erklärung „Christen und Juden“. Wörtlich heißt es hier:

„Aber die Generalsynode hält sich für verpflichtet, ein besonderes seelsorgerliches Wort vom Evangelium her zum Antisemitismus an die Gemeinden zu sagen, denn er ist eine besondere Not und Versuchung unter uns. [...] Die Folgen dieses Rassenfanatismus hätten alle zur Einsicht und Umkehr bringen müssen. Dennoch schwelt der Antisemitismus in mancherlei Gestalt unter uns, und die Seele unseres Volkes erleidet Schaden. [...] Darum ruft die Generalsynode alle Glieder unserer Kirche auf, mit [...] Entschiedenheit und Nachdruck für die Überwindung des Antisemitismus einzutreten. [...] Die Generalsynode fordert darum alle, die in unserer Kirche Verantwortung tragen, vor allem Prediger und Lehrer, auf, diesen Fragen in ernstem Studium, in Konferenzen, in Predigt, Unterricht und Seelsorge ihre besondere Wachsamkeit zu widmen. Bischof, Superintendent, Professoren und Fachleute mögen Anweisungen und Grundlagen für diese Arbeit regelmäßig darbieten.“³

Soweit dieses Wort der Synode aus dem Jahr 1965, dem Jahr, als es in Wien an den Universitäten heftige Auseinandersetzungen um antisemitische Äußerungen des Professors an der Hochschule für Welthandel, Taras von Borodajkewycz, gab.

Was ist aus dieser Synodalerklärung geworden? Der langjährige Leiter der Evangelischen Akademie Wien, Ulrich Trinks, sagt dazu in einem Interview Anfang der 90er Jahre:

„Es war sehr betrüblich, daß die Synodalerklärung keine weiteren gesamtkirchlichen Folgen hatte, weder, daß ein Umbau des Evangelischen Dienstes an Israel mit der Seegassengruppierung jetzt in eine offizielle christlich-jüdische Dialoggruppe veranlaßt wäre, noch, daß etwa im Bereich der Katechetik und Verkündigung hier Wesentliches weitergebracht worden wäre. Es blieb in diesem Kreis der Spezialisten, auch des Christlich-Jüdischen Koordinierungsausschusses, an dessen Veranstaltungen sich viele Leute aus der Akademikerschaft beteiligt haben, es hatte aber keine gesamtkirchliche Wirkung.“⁴

Das Thema wurde also vor allem auf der akademischen Ebene weiter diskutiert. An der Evangelisch-Theologischen Fakultät wurde es allerdings erst relativ spät explizit thematisiert, vor allem durch die beiden Systematiker Wilhelm Dantine und Kurt Lüthi. In Vortrags- und Diskussionsreihen, ökumenisch durchgeführt in Zusammenarbeit mit der

³ Henrix/Kraus (Hg.) 2001 (s.o. Anm. 1), 526-527.

⁴ Albert Brandstätter/Johannes Dantine (Hg.): Konflikte leben. 40 Jahre Evangelische Akademie Wien. 1952-1992, Wien 1992, 100.

Evangelischen Akademie, der Akademikerschaft und der Studentengemeinde, wurden in den 60er Jahren sowohl theologische als auch gesellschaftspolitische Fragen zum Verhältnis von Christen und Juden aufgeworfen. Neu war, dass man begann, nicht nur als Christen über Juden zu sprechen, sondern Juden als Gesprächspartner wahrzunehmen. Man trat sozusagen in die dialogische Phase des Gesprächs ein. Ein neuer Impuls zur Intensivierung der Diskussion kam Anfang der 80er Jahre aus Deutschland, wo die Erklärung der Rheinischen Synode großes Aufsehen erregte. Neu an dieser Erklärung war, dass in die Vorbereitung einer Synodalerklärung auch jüdische Gesprächspartnerinnen und Gesprächspartner miteinbezogen wurden. Erstmals wird hier auch ausdrücklich gesagt, dass „die Kirche ihr Zeugnis dem jüdischen Volk gegenüber nicht wie ihre Mission an der Völkerwelt wahrnehmen kann“,⁵ also eine deutliche Absage an die klassische Form der Judenmission. Bevor die Synode der Rheinischen Kirche diese bahnbrechende Erklärung verabschiedete, wurde sie auf verschiedenen kirchlichen Ebenen, in Gemeinden und Regionalsynoden vorbereitet und diskutiert.

2. „Zeit zur Umkehr“ – das Synodenwort von 1998

Im Oktober 1998 beschloss die Generalsynode der Evangelischen Kirche Augsburgischen und Helvetischen Bekenntnisses (A.u.H.B.) die Erklärung „Zeit zur Umkehr“.⁶ Dieses Wort ist sehr klar und eindeutig formuliert und kann sich gerade auch im Vergleich mit deutschen Synodalerklärungen zu dieser Thematik durchaus sehen lassen. Die Art und Weise seiner Entstehung unterscheidet sich aber erheblich von vergleichbaren deutschen Erklärungen: Es war 1998 – 60 Jahre nach dem Novemberpogrom 1938, als auch in Österreich fast alle Synagogen zerstört wurden. Der damalige Oberkirchenrat Johannes Dantine nahm sich vor, dass die österreichische Kirche aus diesem Anlass eine Erklärung zum Thema „Christen und Juden“ abgeben sollte.

Erst seit der zweiten Hälfte der 80er Jahre wurde das Thema „Österreich und der Nationalsozialismus“ auf einer breiten gesellschaftlichen Ebene diskutiert. Anlass war die so genannte „Waldheim-Debatte“, in der auch die Frage nach der österreichischen Mitschuld an der Schoa neu gestellt wurde. 1988 gab es erstmals auch im kirchlichen Bereich verschiedene Stellungnahmen und Gottesdienste im Gedenken an den Novemberpogrom 1938. Seit dieser Zeit findet in der Ruprechtskirche in Wien in unmittelbarer Nähe zur Synagoge in der Seitenstettengasse jedes Jahr ein ökumenischer Gedenkgottesdienst mit dem Thema „*Me-chaye Ha-Metim*“ (der die Toten auferweckt) statt.

⁵ Rendtorff/Henrix (Hg.) 1988 (s.o. Anm. 2), 595.

⁶ Dokumentiert in Henrix/Kraus (Hg.) 2001 (s.o. Anm. 1), 522-525.

Eine offizielle Stellungnahme der evangelischen Kirchen in Österreich stand jedoch in den 90er Jahren noch aus. Die reformierte Kirche war den Lutheranern wieder einmal vorausgeeilt und hatte im Jahr 1996 eine „Grundsatzklärung“ verabschiedet, in der sie sich die sogenannte „2-Wege-Theorie“ zu eigen machte: „Gott geht einen Weg mit den Juden und einen mit den Christen.“⁷ Konsequenterweise wird auch hier christliche Judenmission abgelehnt.

Bei der Vorbereitung der geplanten Synodalerklärung konnte man auf diese Stimme und andere Erklärungen aus der Ökumene zurückgreifen. In der Erklärung unserer Generalsynode wird dann auch ausdrücklich auf die ökumenische Versammlung in Erfurt 1996 und die „Driebergener Erklärung zur Begegnung zwischen lutherischen Christen und Juden“ aus dem Jahr 1990 verwiesen.⁸ Diese Erklärung war von der „Lutherischen Europäischen Kommission Kirche und Judentum“ (LEKKJ) beschlossen worden, der als langjähriges Mitglied auch Pfarrer Othmar Göhring aus Graz angehörte.

Ein paar wichtige Punkte aus der Erklärung „Zeit zur Umkehr“ seien besonders betont: Sie beginnt mit einem Bekenntnis zur Mitschuld von Christen und Kirchen an der *Schoa*. Im zweiten Punkt erinnert die Synode an die Geschichte der eigenen Verfolgung und Diskriminierung in der Gegenreformation: „Mit Scham stellen wir fest, daß sich unsere Kirchen für das Schicksal der Juden und ungezählter anderer Verfolgter unempfindlich zeigten.“⁹

Im dritten Punkt werden die Israelitischen Kultusgemeinden und die Juden in Österreich direkt angesprochen. U.a. heißt es:

„Die Evangelischen Kirchen wissen sich verpflichtet, Lehre, Predigt, Unterricht, Liturgie und Praxis der Kirche auf Antisemitismen zu überprüfen und auch über ihre Medien Vorurteilen entgegenzutreten. Die Evangelischen Kirchen wissen sich verpflichtet, jeglichem gesellschaftlichen und persönlichen Antisemitismus zu wehren. Die Evangelischen Kirchen wollen in der Beziehung zu Juden und Kultusgemeinden einen gemeinsamen Weg in eine neue Zukunft gehen.“¹⁰

In Punkt 4 wird zunächst an die bleibende Erwählung Israels erinnert und festgehalten, dass die Auseinandersetzungen über die Bedeutung Jesu im Neuen Testament nicht antijüdisch missbraucht werden dürfen. Dann heißt es wörtlich: „Uns evangelische Christen belasten in diesem Zusammenhang die Spätschriften Luthers und ihre Forderung nach Vertreibung und Verfolgung der Juden. Wir verwerfen den Inhalt dieser Schriften.“¹¹ Eine so klare und eindeutige Distanzierung von

⁷ Dokumentiert ebd., 509.

⁸ Dokumentiert ebd., 448-451.

⁹ Ebd., 522.

¹⁰ Ebd., 523.

¹¹ Ebd., 523.

Luthers judenfeindlicher Haltung, die z.B. in dessen Schrift „Von den Juden und ihren Lügen“ von 1543 zum Ausdruck kommt, gibt es unseres Wissens in keiner Synodalerklärung einer deutschen Landeskirche. Im fünften Punkt weist die Synode darauf hin, dass in der Auslegung der Heiligen Schrift die jüdische Auslegung der Hebräischen Bibel stets mitzuhören ist. Was ein solcher Anspruch für die Praxis und auch für die Ausbildung von Pfarrerinnen und Pfarrern, Religionslehrerinnen und Religionslehrern bedeutet, darüber wäre lange nachzudenken. Zum umstrittenen Thema „Judenmission“ stellt die Synode fest:

„Da der Bund Gottes mit seinem Volk Israel aus lauter Gnade bis ans Ende der Zeit besteht, ist Mission unter den Juden theologisch nicht gerechtfertigt und als kirchliches Programm abzulehnen.“¹²

Auch an diesem Punkt spricht die Erklärung der Synode also eine sehr eindeutige Sprache. Diskussionen nach der Synode und Leserbriefe in verschiedenen kirchlichen Zeitschriften zeigten allerdings, dass es hier in den Gemeinden durchaus unterschiedliche Meinungen gibt und sich die Synodalerklärung diesbezüglich keineswegs auf einen breiten Konsens stützen kann.

Im letzten Punkt 6 wird auf die Gründung des Staates Israel Bezug genommen und die Hoffnung zum Ausdruck gebracht, dass Juden, Christen und Muslime in der Region friedlich zusammenleben können. Zuletzt schließt sich die Synode der Empfehlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Österreich an, den 17. Januar als Tag der Verbundenheit mit dem Judentum zu begehen. Seit dem Jahr 2000 feiern alle Kirchen in Österreich jeweils an diesem Tag den „Tag des Judentums“, einen neuen Gedenktag im liturgischen Jahreskreis als Lehr- und Lerntag für die Kirchen. Die Initiative dafür geht auf die Zweite Europäische Ökumenische Versammlung 1997 in Graz zurück. Das Datum ist bewusst gewählt. Vom 18. bis zum 25. Januar findet weltweit die „Gebetswoche für die Einheit der Christinnen und Christen“ statt. Um ins Bewusstsein zu rufen, dass vor aller Verschiedenheit der Kirchen untereinander das allen gemeinsame Fundament der Verwurzelung im Judentum steht, wird der „Tag des Judentums“ vor dem Beginn der Gebetswoche begangen. Der „Tag des Judentums“ wird auch in Italien und Polen von den Kirchen gefeiert.

3. Zum Status quo des christlich-jüdischen Gesprächs in den Evangelischen Kirchen Österreichs

Seit der Synodalerklärung „Zeit zur Umkehr“ sind fünf Jahre vergangen. Was kann geschehen, damit das Wort der Synode über den Kreis der Spezialistinnen und Spezialisten hinaus Wirkung haben kann?

¹² Ebd., 524.

Die Einrichtung des Tages des Judentums beginnt in Wien langsam bekannter zu werden. Jedes Jahr findet in Wien ein zentraler ökumenischer Gottesdienst statt, wobei der Ort und die Predigerin/der Prediger jährlich wechseln. In den größeren Städten mit jüdischen Gemeinden wie Wien, Graz, Linz und Salzburg gibt es ökumenisch verantwortete Bildungsveranstaltungen oder Gottesdienste zum Thema.

Vor zwei Jahren wurden in jeder Diözese der evangelischen Kirche A.B. und in der Kirche H.B. Beauftragte für das christlich-jüdische Gespräch ernannt. Aufgabe dieser Beauftragten ist es, dafür zu sorgen, dass die Synodalerklärung in den Gemeinden bekannter wird und sich die Gemeinden verstärkt mit ihren Inhalten auseinandersetzen. 2003 nahmen mehrere Beauftragte am Eröffnungsabend der LEKKJ-Konferenz in Graz-Deutschfeistritz und an der von der Kirchenleitung organisierten Klausur zum Thema „Die Evangelischen Kirchen und der Nah-Ost-Konflikt“ teil.

Auf der Generalsynode im Oktober 2003 wurde mit deutlicher Mehrheit beschlossen, in die Präambel der gemeinsamen Kirchenverfassung der Evangelischen Kirche A.u.H.B. (lutherisch und reformiert) das Verhältnis zu Israel aufzunehmen: „Beide Kirchen bekennen die bleibende Erwählung Israels als Gottes Volk und wissen sich durch ihren Herrn Jesus Christus hineingenommen in die Heilsgeschichte Gottes.“¹³

Einzelne Gemeindeglieder, Religionslehrerinnen und Religionslehrer,¹⁴ Pfarrerinnen und Pfarrer, aber auch Mitglieder der Kirchenleitung engagieren sich im christlich-jüdischen Dialog. Der ökumenisch zusammengesetzte Koordinierungsausschuss für christlich-jüdische Zusammenarbeit¹⁵ organisiert Tagungen, Begegnungen, Reisen etc. und fördert das Gespräch im theologischen Bereich. Auf dem Gebiet der Erwachsenenbildung, z.B. im Rahmen der Evangelischen Akademie Wien oder mit der alle zwei Jahre stattfindenden christlich-jüdischen Bibelwoche in Graz-Mariatrost, haben sich Themen des Dialogs schon weitgehend etabliert. In den Gemeinden ist einerseits ein großes Interesse am Judentum zu bemerken, andererseits gibt es aber auch nach wie vor viele Vorbehalte und Ängste. Aufgrund der Minderheitensituation der Evangelischen in Österreich (weniger als 5%)

¹³ Die Verfassung der Evangelischen Kirche A.u.H.B in Österreich ist einzusehen unter: www.evangel.at/dokumente/rechtsdatenbank/topnav.htm

¹⁴ Vgl. z.B. Arbeitsgemeinschaft der evangelischen ReligionslehrerInnen an Allgemeinbildenden Höheren Schulen in Österreich, sowie Institut für Religionspädagogik an der Evangelisch-theologischen Fakultät der Universität Wien (Hg.): Schulfach Religion 20, 2001, Nr. 3-4: Themenheft: Im Gespräch mit dem Judentum.

¹⁵ www.christenundjuden.org – Der Koordinierungsausschuss für christlich-jüdische Zusammenarbeit gibt vierteljährlich die Zeitschrift „Dialog-DuSiach. Christlich-jüdische Informationen“ heraus.

sind einige wenige Personen in vielen Gremien in diesem Bereich vertreten.

An der Evangelisch-Theologischen Fakultät der Universität Wien werden Themen des christlich-jüdischen Dialogs von einzelnen Lehrenden angeboten (z.B. Lüthi, Grohmann). Es hängt von der jeweiligen Person ab, wie weit sie das Verhältnis zum Judentum in ihre Forschung und Lehre einbezieht. Aber insgesamt hat sich das christlich-jüdische Gespräch weder als zentraler Themenbereich etabliert noch z.B. im Studienplan niedergeschlagen. Einzelne Studierende zeigen dennoch durchaus Interesse an einem Studienjahr in Jerusalem. Das Hauptproblem, sie tatsächlich für „Studium in Israel“ zu gewinnen, ist die derzeitige politische Situation.

Das jüdische Leben in Österreich konzentriert sich stark auf Wien. Hier gibt es ca. 8000 Jüdinnen und Juden in einer Einheitsgemeinde, einer Reformgemeinde (*Or Chadash*), die nach langem Kampf endlich auch von der Israelitischen Kultusgemeinde anerkannt ist, und weiteren kleineren Gruppierungen. Aus verständlichen historischen und politischen Gründen und aufgrund der geringen Anzahl von Jüdinnen und Juden ist die Haltung von jüdischer Seite zum Dialog teilweise distanziert. Einzelne Personen, v.a. aus der Reformgemeinde, sind aber sehr offen für Gespräche mit Christinnen und Christen. Es ist – zumindest in Wien und einigen Landeshauptstädten – möglich, lebendiges Judentum in Synagogengottesdiensten, jüdischen Museen oder im Rahmen von diversen Diskussionsveranstaltungen, Vorträgen etc. (z.B. am Jüdischen Institut für Erwachsenenbildung) kennen zu lernen.

Insgesamt sind es aber sowohl von jüdischer als auch von christlicher Seite Einzelpersonen geblieben, die sich um das Gespräch bemühen. Von einer weitreichenden Wirkung kann noch nicht gesprochen werden.

4. Zur Wirkung von „Studium in Israel“

Auch Absolventinnen und Absolventen von „Studium in Israel“ wirken und wirken in unterschiedlichen kirchlich-theologischen Gremien mit, die sich um ein verbessertes Verhältnis von Christentum und Judentum bemühen: So ging zwar die Initiative zur Synodalerklärung 1998 von der damaligen Kirchenleitung aus. Aber zu den so genannten „Spezialistinnen und Spezialisten“, die in die Vorbereitung miteinbezogen wurden, gehörten auch Marianne Grohmann und Roland Ritter-Werneck als Absolventin bzw. als Absolvent von „Studium in Israel“. Die Kirchenleitung unterstützt inzwischen das Programm. An der internationalen Lehrgesprächsgruppe der Leuenberger Kirchengemeinschaft, die in einem mehrjährigen Prozess die Studie „Kirche und Isra-

el“¹⁶ erarbeitete, wirkte Marianne Grohmann mit. Zu den Diözesenbeauftragten für das christlich-jüdische Gespräch gehören mit Roland Ritter-Werneck und Olivier Dantine Absolventen von Studium in Israel.

Im Herbst 2003 organisierten die Evangelische Akademie Wien und die Diakonie-Auslandshilfe gemeinsam einen Vortragsabend und einen Studientag über Friedensinitiativen in Israel/Palästina. Im Vorbereitungskreis sitzen mit Roland Ritter-Werneck für die Evangelische Akademie Wien und Dagmar Lassmann für die Diakonie-Auslandshilfe wieder zwei Ehemalige von „Studium in Israel“.

Zusammenfassend kann somit gesagt werden, dass die Impulse aus der ökumenischen Debatte auch durch Absolventinnen und Absolventen von „Studium in Israel“ die Entwicklung des christlich-jüdischen Gesprächs in Österreich in den letzten 15 Jahren vorangebracht haben. Das Studienprogramm selbst ist aber nur in einem kleinen Insiderkreis bekannt, und es wäre wichtig, dass das Thema auch dem theologischen Nachwuchs noch intensiver als bisher nahe gebracht wird.

Die vier erwähnten österreichischen Absolventinnen und Absolventen von „Studium in Israel“ sind in vier unterschiedlichen Arbeitsbereichen von Theologie und Kirche tätig und geben dort ihre Erfahrungen weiter: in der Diakonie-Auslandshilfe, in der Evangelischen Akademie Wien, an der Evangelisch-Theologischen Fakultät und im Gemeindepfarramt. Sie sollen abschließend jeweils mit einem kurzen, persönlichen Statement selbst zu Wort kommen.

Dagmar Lassmann, Studienjahrgang 6, 1983/84, Projektreferentin der Diakonie-Auslandshilfe Österreich:

„Es ist Herbst 2003. Mein Studienjahr in Israel liegt 20 Jahre zurück. Das ist eine lange Zeit, und meine Sicht dessen, was dieses Jahr für mich bedeutet, hat sich im Lauf der Jahre verändert. Wenn ich es heute auf einen Satz bringen soll, habe ich als wichtigste Erkenntnis für mich gewonnen: Auf kaum eine Frage gibt es nur eine Antwort und alle sind sie relevant, weil jede auch etwas über die Person, die sie gibt, aussagt und weil das Leben nie einfach ist – und trotzdem ist es nicht beliebig, welche Antworten gegeben werden!“

Roland Ritter-Werneck, Studienjahrgang 9, 1986/87:

„Für mich ist das Studienjahr in Israel auch nach 17 Jahren nach wie vor eine prägende Erfahrung auf der persönlichen sowie auf der inhaltlichen Ebene. Die Möglichkeit, vor Ort die Vielfalt jüdischen Lebens und Lernens kennen zu lernen, hätte ich ohne „Studium in Israel“ sicher nicht wahrnehmen können. In jedem Fall bedeutete das Jahr für mich eine Erweiterung des Horizonts, von der

¹⁶ Helmut Schwier (Hg.): Kirche und Israel. Ein Beitrag der reformatorischen Kirchen Europas zum Verhältnis von Christen und Juden/Church and Israel. A Contribution from the Reformation Churches in Europe to the Relationship between Christians and Jews, Frankfurt/M. 2001.

ich in meinem Berufsleben als Religionslehrer, Gemeindepfarrer und nunmehr als Akademieleiter profitieren kann. Den Anderen/die Andere im Anderssein wahrzunehmen und aus dieser Wahrnehmung heraus auch mich selbst befragen zu lassen, diese Praxis des Dialogs habe ich während des Studienjahres gelernt. Mir waren die Jahrestagungen von ‚Studium in Israel‘ all die Jahre hindurch wichtige Anstöße, mich mit einem bestimmten Thema des Dialogs wenigstens für ein paar Tage intensiver zu beschäftigen.“

Marianne Grohmann, Studienjahrgang 15, 1992/93:

„Das Studienjahr in Jerusalem 1992/93 hat meinen Zugang zur Theologie entscheidend geprägt. Die Frage des Verhältnisses von Judentum und Christentum ist seither ein zentraler Blickwinkel, aus dem ich Theologie betreibe. Die Begegnung mit Israelis und Israelinnen, aber auch mit Palästinenserinnen und Palästinensern in ihren unterschiedlichsten Facetten habe ich in Jerusalem als sehr spannend erlebt. Grundkenntnisse in Judaistik habe ich sehr lebendig, in aktuelle Diskussionen eingebettet, vermittelt bekommen. Die Erfahrung, als Christin in der Minderheit zu sein und mich sehr grundlegenden jüdischen Anfragen zu stellen, war sehr heilsam. Sie hat mich dem Begriff ‚Dialog‘ gegenüber vorsichtig gemacht: Das Gespräch verläuft je nach Kontext – Israel, Europa oder USA – ganz unterschiedlich, und in jedem Fall gibt es ein Ungleichgewicht. Das Studienjahr in Jerusalem hat sich auch in meiner Dissertation fortgesetzt, in der ich mich mit zeitgenössischer jüdischer Hermeneutik befasst habe. Mit einem Dissertationsstipendium konnte ich 1995/96 in Jerusalem die Erfahrungen des Studienjahres vertiefen. Es ist mir auch in meiner derzeitigen Beschäftigung mit der Hebräischen Bibel immer wichtig, jüdische Auslegungen wahrzunehmen, und immer wieder Verbindungen vom Biblischen Hebräisch zum modernen Ivrit herzustellen.“

Olivier Dantine, Studienjahrgang 19, 1996/97, Gemeindepfarrer in Großpetersdorf (Burgenland):

„Seit Herbst 2002 Pfarrer in Großpetersdorf im südlichen Burgenland, nah an der ungarischen Grenze, bin ich mit einer besonderen Situation im Bezug auf das christlich-jüdische Verhältnis konfrontiert. Bis 1938 gab es im sehr ländlich strukturierten Burgenland viele jüdische Gemeinden, die Vertreibung der Juden erfolgte bereits unmittelbar nach dem ‚Anschluss‘ Österreichs an das Deutsche Reich. Die Aufarbeitung dieser Vergangenheit steckt noch in den Kinderschuhen, was die Beschäftigung mit dem christlich-jüdischen Verhältnis nicht einfacher macht. Kirchliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sind zum Teil übervorsichtig, in der konsensorientierten burgenländischen Gesellschaft ist die Angst vor Konfrontation sehr groß. Es gibt aber nicht wenige Initiativen von Einzelpersonen und kleinen Vereinen, die seit längerem die Beschäftigung mit der Vergangenheit anmahnen. Vielerorts stoßen sie allerdings auch auf Unverständnis und Desinteresse von Seiten der Bevölkerung. Allzu große Vorsicht im Umgang mit der Bevölkerung ist wohl nicht die Lösung, eher Fingerspitzengefühl.“

Dr. Marianne Grohmann, Wien, geboren 1969, Dr. theol., Assistentin am Institut für Alttestamentliche Wissenschaft und Biblische Archäologie, Evangelisch-Theologische Fakultät der Universität Wien

Roland Ritter-Werneck, Wien, geboren 1962, Leiter der Evangelischen Akademie Wien